

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

296 (18.12.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 296 — 1915

Karlsruhe, den 18. Dezbr.

Deutsche Kriegsgefangene in Frankreich.

Aus dem Genfor Journal überfetzt von S. Hesse.
Wir besuchten drei Gefangenelager und mehrere Kommandos.

Es waren die Lager in Bay mit 1200 Plätzen, Roanne mit 1800 Mann und Montlucon mit etwa 1200. Die Zahl der wirklich Anwesenden ist nirgends so hoch, weil die meisten Gefangenen arbeiten und in kleinen Kommandos in der Nähe ihrer Arbeitsstätte überführt werden. So haben wir bei Clermont-Ferrand Männer an der Drechs- maschine, in Roanne an der Seupresse, endlich Gefangene, die in Bergwerken arbeiten.

Es sei gleich gesagt, das materielle Schicksal der Gefangenen in Frankreich löst nichts zu wünschen übrig. Wenn sie Verunfallt annehmen wollten, könnten die deutschen Familien in dieser Hinsicht ganz beruhigt sein. Wir konnten uns davon um so besser überzeugen, als unser Besuch nicht angemeldet war, wenigstens nicht in gewissen Lagern. In der Einrichtung gibt es zwischen den Lagern ziemlich beträchtliche Unterschiede. Eine frühere Kaiserne eignet sich natürlich besser für einen solchen Zweck als eine Fabrik und die Gefangenen sind bequemer darin untergebracht, vor allem weniger der Kälte ausgesetzt. Doch überall sind die Räumlichkeiten groß, vollkommen lüftig und beleuchtet, und die Wäsche- und Douchen- Einrichtungen sind in Bergwerken arbeiten.

Wir konnten uns davon um so besser überzeugen, als unser Besuch nicht angemeldet war, wenigstens nicht in gewissen Lagern. In der Einrichtung gibt es zwischen den Lagern ziemlich beträchtliche Unterschiede. Eine frühere Kaiserne eignet sich natürlich besser für einen solchen Zweck als eine Fabrik und die Gefangenen sind bequemer darin untergebracht, vor allem weniger der Kälte ausgesetzt. Doch überall sind die Räumlichkeiten groß, vollkommen lüftig und beleuchtet, und die Wäsche- und Douchen- Einrichtungen sind in Bergwerken arbeiten.

Wir konnten uns davon um so besser überzeugen, als unser Besuch nicht angemeldet war, wenigstens nicht in gewissen Lagern. In der Einrichtung gibt es zwischen den Lagern ziemlich beträchtliche Unterschiede. Eine frühere Kaiserne eignet sich natürlich besser für einen solchen Zweck als eine Fabrik und die Gefangenen sind bequemer darin untergebracht, vor allem weniger der Kälte ausgesetzt. Doch überall sind die Räumlichkeiten groß, vollkommen lüftig und beleuchtet, und die Wäsche- und Douchen- Einrichtungen sind in Bergwerken arbeiten.

Wir konnten uns davon um so besser überzeugen, als unser Besuch nicht angemeldet war, wenigstens nicht in gewissen Lagern. In der Einrichtung gibt es zwischen den Lagern ziemlich beträchtliche Unterschiede. Eine frühere Kaiserne eignet sich natürlich besser für einen solchen Zweck als eine Fabrik und die Gefangenen sind bequemer darin untergebracht, vor allem weniger der Kälte ausgesetzt. Doch überall sind die Räumlichkeiten groß, vollkommen lüftig und beleuchtet, und die Wäsche- und Douchen- Einrichtungen sind in Bergwerken arbeiten.

Wir konnten uns davon um so besser überzeugen, als unser Besuch nicht angemeldet war, wenigstens nicht in gewissen Lagern. In der Einrichtung gibt es zwischen den Lagern ziemlich beträchtliche Unterschiede. Eine frühere Kaiserne eignet sich natürlich besser für einen solchen Zweck als eine Fabrik und die Gefangenen sind bequemer darin untergebracht, vor allem weniger der Kälte ausgesetzt. Doch überall sind die Räumlichkeiten groß, vollkommen lüftig und beleuchtet, und die Wäsche- und Douchen- Einrichtungen sind in Bergwerken arbeiten.

Wir konnten uns davon um so besser überzeugen, als unser Besuch nicht angemeldet war, wenigstens nicht in gewissen Lagern. In der Einrichtung gibt es zwischen den Lagern ziemlich beträchtliche Unterschiede. Eine frühere Kaiserne eignet sich natürlich besser für einen solchen Zweck als eine Fabrik und die Gefangenen sind bequemer darin untergebracht, vor allem weniger der Kälte ausgesetzt. Doch überall sind die Räumlichkeiten groß, vollkommen lüftig und beleuchtet, und die Wäsche- und Douchen- Einrichtungen sind in Bergwerken arbeiten.

denn landwirtschaftliche Arbeiter übersteigen nicht ein Drittel der Gesamtzahl. Vermutlich wurden die Bergleute anfangs am Platze mobilisiert und kamen nicht an die Front. Je mehr es an Leuten fehle und französische und englische Gefangene die Kohlenproduktion ausreißend sichern konnten, kamen die Bergarbeiter fort und ihre Zahl ist unter den neuen Gefangenen höher als das normale Verhältnis.

Bei dem großen eisernen Tor am Eingang zum Zechenplatz, der schwarzer ist als ein Fabrikshof, von einem Schienenstrang durchquert, der sich in den Schuppen verliert, stehen zwei Soldaten mit aufgeschlitztem Bajonett Wache. Man denkt an einen Abend beim Streifen. Eine elektrische Lampe, deren Licht nicht in die Winkel des Hofes zu bringen vermag, beleuchtet ungewiß eine lange Reihe stehender Männer, den Raup in der Hand, vor der rauchenden Kiste. Im Innern mischt eine kleine Lampe ihre gelben Strahlen mit dem violetten Licht der Bogenlampe, während die ungeduldrigen Bergknappen sich stoßen und drängeln. Sie tragen einen Anzug, der an die deutsche Uniform erinnert, und eine Mütze mit rotem Weichschirm, in den Farben des Königreichs Polen. Es ist der besondere Anzug der polnischen Gefangenen, den sie bei ihrer Ankunft neu zum Austausch ihrer Uniform bekommen.

Noch andersweitig haben wir den gleichen Anzug. Die Polen sind alle in einem alten Kloster vereint, im unteren Teil der Stadt Bay, nicht weit vom Fluße. Sie sind streng den Vorschriften nach den internationalen Abmachungen von 1893 über die Kriegsgefangenen unterworfen. Zu Anfang wurden die Deutschen gleichfalls nach diesen Vorschriften behandelt, doch da Deutschland die Lage der französischen Gefangenen merklich erstickte, ergriff Frankreich gewisse Repressivmaßnahmen, so daß die deutschen Soldaten jetzt eine strengere Behandlung erdulden als die Polen, gegen die keine Repressalien angewendet wurden.

Kaiser Yüanschikai.

Ueber den vielbewegten Lebenslauf Yüanschikais dessen „Wahl“ zum Kaiser von China neben den Vorgängen auf den Kriegsschauplätzen das große Ereignis des Tages ist, teilt das „V. L.“ folgendes mit:

Der neue Kaiser von China wurde im März 1895 auf dem Landgut seines Vaters in Hwangcheng im Südoften der Provinz Honan geboren. Sein Vater war Datoai in der Provinz Schjili und starb frühzeitig, ohne öffentlich hervorgetreten zu sein. Yüanschikai, der fünf Brüder hatte, wurde nach kurzem Elementarunterricht dem Militärdienst zu. Bereits als Dreizehnjähriger wurde er beim Ausbruch des französischen Aufstandes mit einem militärischen Detachement nach Süul, der Hauptstadt Koreas, entsandt. Drei Jahre später, 1888, erfolgte seine Ernennung zum Generalresidenten in Süul. Diese Verdienste er der Beförderung Vizegouverneur, des damals allmächtigen Königs von Schjili, dessen Aufmerksamkeit der junge Offizier auf sich gezogen hatte. Der sinojapanische Krieg 1895 machte seinem zehnjährigen Wirken in Korea ein Ende. Er wurde zwei Jahre später zum Justizminister beim Generalgouvernement der Provinz Schjili ernannt. Hier beauftragte ihn im September 1898 der junge, im Gegensatz zur Kaiserin Witwe Tschji reformfreundliche Kaiser Kuangshü, den Generalgouverneur von Schjili, Jonglu zu ernennen und dessen Platz einzunehmen. Yüanschikai ging zum Schein auf diesen Plan ein, warnte aber heimlich Jonglu, jedoch dieser flüchtete und den Plan des Kaisers der Kaiserin Witwe verraten konnte. Kuangshü wurde gefangen genommen und die Kaiserin Witwe übernahm die Regierung. Yüanschikai aber, zu dem sie übrigens in verwandtschaftlichen Beziehungen stand, wurde ihr Gemahl und Berater. Während des Vorgehens standes im Jahre 1900 bestand er es, den Gouverneur von Schantung hinzuhalten, jedoch dieser seine Truppen weder für noch gegen die Fremden in Tätigkeit treten ließ. Durch sein vorsichtiges Verhalten erzielte er, daß er nach den Wirren als Vermittler auftreten konnte, und zum Danke dafür wurde er 1901 zum Generalgouverneur von Schjili ernannt und erhielt damit den Oberbefehl über die bestorganisierte chinesische Armee. Er umgab sich mit einem ihm treu ergebenen Beamtenkörper, der es ihm ermöglichte, die von ihm angebahnten Reformen durchzuführen. Er organisierte das Heer, führte eine moderne Polizei ein, die tatsächlich Sicherheit für Fremde und Einheimische schuf, reformierte die Verwaltung, schuf neuzeitliche Schulen usw. All dies errag aber das Mißtrauen der Kaiserin-Regentin, der die Weiber Yüanschikais gaulden mochten, dieser trachte nach dem Throne. Es kam zu einem heftigen Austritt zwischen der Kaiserin und ihrem Gemahl. Die Kaiserin soll den vor ihr stehenden Yüanschikai sogar mit Füßen treten haben. Nur dadurch, daß Yüanschikai dem Prinzen Tschjiung eine große Summe (man spricht von 9 Millionen Mark) überreichte, rettete er sein Leben. Als er das Mißtrauen der Kaiserin nicht noch und Yüanschikai wurde kaltgestellt. Er wurde zwar zum Minister des Äußeren ernannt, aber diese Erhebung brachte auch keinen Einfluß. Es kam das ereignisvolle Jahr 1908, in dessen Dezemberbetagen der Kaiser und die Kaiserin-Regentin kurz nacheinander eines geheimnisvollen Todes starben. Bald danach, 1909, mußte Yüanschikai in die Verbannung gehen. Er wurde seiner Ämter und Würden beraubt, und die Vertreter ausländischer Staaten zogen nur mit Mühe seinen Kopf. Drei Jahre später brach die Empörung im ganzen Reich aus. Jetzt entsann man sich wieder Yüanschikais, und nach langem Jägern fand er sich auch bereit, seinen Einfluß für die Wiederherstellung der Ordnung einzusetzen. Am 13. November 1911 zog er wie ein Triumphator in Peking ein und erhielt den Oberbefehl über sämtliche Truppen. Damit erhielt er die Macht eines Diktators. Was folgte, ist bekannt. Nachdem ein Edikt der jungen Kaiserin-Regentin Lung-Hü die Abdankung der Republikanische verhängte hatte, wurde am 1. Januar 1912 die republikanische Regierung in Peking konstituiert und drei Monate später der Norden und Süden Chinas mit Yüanschikai als Präsidenten vereinigt. Im März 1913 wurde das Parlament von Yüanschikai aufgelöst und dessen Arbeit einem vom Präsidenten berufenen, aus 70 Mitgliedern bestehenden Gesehnschaft übertragen. Dadurch wurde die Diktatur Yüanschikais offiziell erklärt. Der neue Verfassungsentwurf sollte alle Rechte in die Hände des Präsidenten. Er allein hatte über Krieg und Frieden zu ent-

scheiden und Verträge abzuschließen. Er hatte ferner das Oberkommando über Heer und Flotte, kurz, China wurde wieder ein absolut beherrschter Staat. Jetzt ist dadurch, daß Yüanschikai die Krone angenommen hat, auch offiziell nach außen hin der chinesischen Republik ein Ende bereitet worden.

Yüanschikai hat 7 Frauen, die ihm nahezu 30 Kinder geboren haben. Von diesen sind 23 (11 Knaben und 12 Mädchen) am Leben. Eine seiner Töchter hat Yüanschikai, wie kürzlich gemeldet wurde, mit dem jetzigen Erzherzog verlobt und dadurch auch seine Nachfolge eng mit dem früheren Kaiserhause verbunden.

Vermishtes.

* König Nikita Gesebuch. Die Unterthanen König Nikitas sind ein recht eigenwilliges Volk, das in allen Lebensverhältnissen mehr auf seine eigene Kraft als auf das „Gesebuch“ vertraut, womit andere Völker ihre „Papierfetzen“ (so nennen die Montenegriner die Gesebücher) zu fällen pflegen. Jedes rechtschaffene Montenegriner verabscheut und verhöhnt dieses „Gesebuch“ von ganzem Herzen. König Nikita aber, der durch abendländische Anschauungen augenscheinlich bedenklich beeinflusst ist, ließ zum Entsetzen seiner Unterthanen ein Gesebuch veröffentlichen, das zum mindesten ihren größten Erzeßen einen Damm entgegenzusetzen sollte. Ein Studium dieses Gesebuches aus dem das „Ewige Dogma“ einige bezeichnende Proben mitteilt, gewährt einen interessanten Einblick in die Kulturverhältnisse dieses Landes. § 28 lautet z. B.: „Es ist in Friedenszeiten nicht zulässig, daß eine ganze Bande plündernd über die türkische Grenze dringe. Jedes Verbrechen, das ein Montenegriner im fremden Lande begeht, wird gerichtlich ganz ebenso bestraft werden, als wäre es im eigenen Lande geschehen.“ Im § 34 heißt es: „Wer einen unschuldigen Montenegriner mit der Fäule tödtet oder mit dem Pfeifenrohr (1) schlägt, soll 50 Dulaten Buße zahlen. Falls der Angegriffene aber sofort seinen Angreifer tödtet, so soll die Sache als abgetan gelten. Tödtet jedoch der Angegriffene seinen Angreifer erst nach einer Stunde oder nach einem ganzen Tage, so soll er für vorsätzlichen Mord bestraft werden.“ Die Blutrache wird in § 39 näher präzisiert. „Es ist von nun an streng verboten, bei Ausübung der Blutrache an dem Schuldigen auch dessen unschuldigen Bruder zu töten.“ § 50 lautet: „Wer einen Dieb während seiner Tat niederstößt, erhält eine Belohnung von 20 Dulaten.“ Zum Schluß sei noch folgendes Verbot des § 80 erwähnt: „Der Brauch bei Frauen und Männern, sich beim Tode eines Familienmitgliedes die Haare abzuscheren und das Gesicht zu zerfleischen, um wegen der Trauer so entsetzt umherzugehen, ist nicht mehr gestattet.“

* Die Schauermärchen entfallen. Die Zeitung „Le Dien Public“ (Dion, 5. Oktober 1915) gibt folgende Nachricht der „Amsterdamer Courant“ wieder:

„Schändliche Meisende, die von Geirt zurückkehrten, berichteten, daß die Gifttruppen, die jetzt nach Flamborn geschickt seien, nicht von der östlichen Front kämen; es seien Meisenden, die im Lager von Beverloo (bei Driffel) ausgebildet worden seien. Die Meisenden waren tief erschüttert von zwei Raubstürmen in Kompagnien, die natürlich durch Zeichen kommandiert wurden.“

Es handelt sich hier natürlich um das „Erzieren nach Winken“, wonach unsere Truppen neben dem „Erzieren nach Kommandos“ ausgebildet werden, weil die Stimme der Führer bei den weit auseinander gezogenen Schützenlinien aber gar im Schlachtenlärm häufig nicht mehr durchdringen kann und dann das Zeichen als Verständigung dienen muß. Es ist gut, daß die Meisenden aus Amsterdam nicht an Bord von deutschen Kriegsschiffen gewesen sind, wo die Verständigung auch zum großen Teil durch Zeichen erfolgt. Sie würden sonst wohl berichtet haben, daß die ganze deutsche Flotte aus Taubstummen bestünde.

Heiteres.

Das Huhn! Der Feldwibel gab dem Kompaniechef ein ererbtes Huhn, damit es in der Färberei für ihn stude. Als dann das Huhn verteuert wurde, stellte sich der Feldwibel neben die Färberei, damit der Koch das Huhn nicht verschentlich einem Soldaten in die Gasse werfe. Eben will der Feldwibel sein Huhn aus dem schon fast geleerten Kochkessel fischen, da kommt noch der Infanteriegeizinger und hält dem Koch seine Gasse hin. „Halt“, rief der Feldwibel; „der Geizinger hat sein Essen schon kriegt; zweimal gibts nig!“ — „Der Feldwibel“, protestiert Geizinger, „i will mein Essen haben, genau so wie die andern; was i jetzt kriegt hab, das war nur o g'fottenes Huhn!“

Die Zwetschgenseit. Bad Niffingen. Letztes Konzert der Kapelle. Neben mir sitzt, andächtig zuhörend, eine alte Bauerin. Als letztes Stück wird der Schluß der Wälschens-Tonnie von Hobdn gespielt, bei dem sich der Komponist bekanntlich den Eszerg leistet, einen von den Musikern nach dem andern abtreten zu lassen, bis zum Schluß nur der Dirigent mit zwei Geizingern auf dem Podium übrig bleibt. Meine Bauerin beobachtete diesen Vorgang zunächst mit Unwillen. Dann aber sog plötzlich breit über ihr Gesicht der Ausdruck wohlwollend-menschlichen Verständnisses und kopfnickend sprach sie vor sich hin: „Ja, ja, die Zwetschgenseit!“ („Simpl.“)

Gut deutsch! „Denk dir, mein Vetter Hubert hat mit seine neueste Opern-Arie gewidmet; nun will ich ihm meinen solchen erklebenden Gebildband senden, um mich zu rekonstruieren!“ — Freund: „Aber bitte — wozu immer diese Fremdwörter? Sag doch auf gut deutsch: rächen!“ („J. W.“)

In der Geographiekunde: „Ihre Leistungen sind ja neuerlich befriedigend. War aber dieser furchtbare Weltkrieg nötig, damit ihnen das Interesse für die Geographie Serbiens ausging?“

Aus der Münchener Jugend: Unmittelbar nach der Einnahme von B., als in B. noch die Russen saßen und B. beschossen, bekam Graf E. den Auftrag, dem bulgarischen und amerikanischen Militär-Attache eines der eroberten Forts zu zeigen.

Während der Befestigung schlägt in der Nähe eine Granate ein. Als der Amerikaner unwillkürlich zusammenzuckt und sich duckt, lächelt ihn der Bulgarer an: „Ach bitte Sie ein Grük aus der Heimat!“

